

II.

Ueber Hermann Lingg's Krankheit.

Von

Dr. Ernst Jentsch in Obernigk.

Dass bei Hochbegabten zuweilen psychoneurotische Störungen sich vorgefunden haben oder mitunter zu irgend einer Zeit des Lebens geistige Störungen aufgetreten sind, ist durch die Biographie erwiesen. Nun ist es für die wissenschaftliche Behandlung dieser Frage ein Uebelstand, dass die psychologischen Untersuchungen am „genialen“ Menschen häufig an dürftigem oder nicht stichhaltigem Material vorgenommen werden müssen. So ist es z. B. von grossem Belang, ob neben sonstigen ausreichenden biographischen Quellen Eigenberichte der in Frage stehenden Persönlichkeit über ihren Lebensgang erhalten sind. Denn wenn auch solche hinsichtlich der Objektivität der Darstellung nicht maassgebend zu sein brauchen, so sind sie dennoch als ureigenes Zeugnis des Urhebers von grosser Bedeutung, denn sie beleuchten jene Persönlichkeit auf jeden Fall in unersetzlicher Weise. Dass des weiteren das Vorliegen ärztlicher Befunde oder von Aerzten abgefasster Schilderungen etwa vorhanden gewesener Krankheitszustände eine solche Betrachtung auf wesentlich sicherere Füsse stellen wird, ist nicht zweifelhaft. Eine pathographische Untersuchung, welche sich auch auf ärztliche Krankheitsberichte und Autobiographie stützen kann, wird also besondere Beachtung erheischen können.

Wir besitzen nun über einen noch nicht lange von uns geschiedenen namhaften Dichter alle diese Quellen der biographischen Information. Es ist dies Hermann von Lingg, welcher in seinem 30. Lebensjahre an einer Neuropsychose erkrankt war. Und das Interesse, welches Lingg's Fall bietet, wird noch dadurch erhöht, dass Lingg selbst Arzt war und dass er in seiner eingehenden Autobiographie „Meine Lebensreise“, Berlin und Leipzig, 1899, mit Mittheilungen über sein nervöses Leiden nicht gekargt hat.

Literaturgeschichtliches und verstreutes biographisches Material über Lingg finden sich bei Rudolf v. Gottschall, Porträts und Studien (II. Literarische Charakterköpfe), Leipzig, 1870, Hans Hopfen, Streit-

fragen und Erinnerungen, Stuttgart, 1877, Ad. Strodtmann, Dichterprofile, Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert (1. Band, Deutsche Dichtercharaktere) Stuttgart, 1879, Ernst Ziel, Literarische Reliefs, Dichterporträts, I. Reihe, Leipzig, 1885, Luise v. Kobell, Münchener Porträts nach dem Leben gezeichnet, München, 1897, ferner in den Werken über die Geschichte der neueren Literatur von Adolf Stern, Richard M. Meyer u. a., sowie in zahlreichen Nekrologartikeln (1905). Ein gedrängtes Lebensbild des Dichters verfasste Rupert Kreller (Hermann Lingg, sein Leben und Schaffen, München, 1896), eine eingehende Biographie Lingg's langjährige Schülerin Frieda Port (Hermann Lingg, eine Lebensgeschichte. Mit 4 Bildnissen. München, 1912).

Hermann Ludwig Otto Lingg wurde als ältester von drei Brüdern am 22. 1. 1820 in Lindau i. Bodensee geboren, woselbst sein Vater, Ambrosius Lingg, Rechtsanwalt war. Der Heranwachsende besuchte die Lateinschule in Kempten. Er studierte danach in München ein Semester Philosophie und alsdann auf den Wunsch des Vaters Medizin. 1846 trat er als Unterarzt in die bayrische Armee ein. Im Sommer 1849 befiel ihn die erwähnte Erkrankung, nach deren Ablauf er sich ungeachtet seines nur geringen materiellen Rückhalts in München als Schriftsteller niederliess. Nach harten Kämpfen gewann er mit Hilfe von Geibel's Verwendung einigen Ruf und erlangte alsdann auch ein Jahrgehalt von 500 Gulden seitens des Königs Maximilian II. Lingg hat im Laufe seines langen Lebens unter den zeitgenössischen Dichtern eine der höchsten Ruhmesstufen erreicht und hat hohe Ehrungen genossen. Er starb am 17. 6. 1905.

Lingg stammte aus der zweiten Ehe seines Vaters, dessen erste Ehe kinderlos geblieben war. Von Hause aus war die Heredität des Dichters nicht besonders günstig. Der Vater, geboren 1776, starb 1841 nach des Dichters eigener Angabe (s. Meine Lebensreise, S. 37) an einer Entzündung, die er sich bei einer langen Fahrt über Land zugezogen hatte, und, wie aus den Aufzeichnungen von Lingg's Tante Rosine hervorgeht, nachdem bereits eine Zeitlang Unterleibsbeschwerden bei ihm bestanden hatten (Frieda Port, Hermann Lingg, eine Lebensgeschichte). Nach dem Tode des Vaters verzog Lingg's Mutter mit dem ältesten und jüngsten Sohne (auch dieser wurde Arzt) nach München in gemeinsamen Haushalt mit ihren Schwestern und ihrem Bruder Josef. Lingg hatte nach seiner Promotion klinische Kurse in Freiburg, Berlin und Prag besucht, war danach wiederum in München bei Professor Schneemann Praktikant der medizinischen Klinik geworden und hatte alsdann im Mai 1846 das Staatsexamen abgelegt. Im folgenden Jahre nun starb seine Mutter in München im Alter von 50 Jahren, nachdem sie bereits daran gedacht hatte, „wieder nach dem milden Klima Lindau's zurückzukehren“, an einer plötzlichen raschen Verschlimmerung der Krankheit. Lingg's Tante spricht davon, dass Professor Schneemann ein Leberleiden als Ursache angegeben habe (Port, S. 107). Der jüngste Bruder Lingg's starb mit 45 Jahren in Davos an Lungentuberkulose,

der zweitälteste nach der Autobiographie „an einem Herzschlage in seinem 68. Lebensjahre und ohne Gebrechen des Alters erlitten zu haben“. Die sonstige Biographie weiss indes hier von vorangegangenen „Aetzungen des Halses“ zu berichten. Lingg's dritter Sohn starb mit 26 Jahren an einem in fünf Monaten verlaufenden Lungenleiden; auch sonst zeigten sich Lungenerkrankungen bei Lingg's Kindern. Es scheint aber, dass trotz der tuberkulösen Disposition eine gewisse Vitalität in der Familie vorhanden gewesen ist. Gleichwohl hatte Lingg den „Habitus“ geerbt. Nach den von ihm mitgeteilten Aufzeichnungen seines Vaters über ihn „wuchs er stark und war im Verhältnis seiner Jahre ziemlich gross, aber von schlechter Haltung“. Auch wurde Lingg wegen „Engbrüstigkeit von der Konskription befreit“. Nach dem ärztlichen Zeugnis von 1849 war er „von mittlerer Grösse, nicht sehr robuster, sondern mehr graziler Statur“. Von körperlichen Krankheiten erwähnen Autobiographie und ärztliches Zeugnis übereinstimmend ein „Schleimfieber“ im fünften Lebensjahre, welches gleichzeitig Lingg's einzige etwas jüngere Schwester hinwegraffte. Als Lingg in Kompen auf Schule war, erkrankte er mit 11 Jahren am Scharlachfieber, woran sich nach der Autobiographie eine Nephritis anschloss. Das ärztliche Zeugnis erwähnt ferner das Vorhandensein einer Varikozele, die sich etwa im 15. Jahre entwickelte. 1846 erkrankte Lingg auf einer Reise in Italien in der Nähe Roms im Oktober an Malaria, was ihn zwang, eine mehrwöchige Verlängerung seines Reiseurlaubs nachzusuchen. Danach ist im Leben des Dichters von körperlichen Erkrankungen bis zum Beginn der Altersbeschwerden nach dem 60. Lebensjahre nicht mehr die Rede.

Als ebenfalls nicht sehr günstig muss Lingg's Heredität hinsichtlich seines Nervenzustandes bezeichnet werden, wiewohl in dieser Beziehung nicht sehr vieles über die Eltern bekannt geblieben ist. Lingg spricht in seiner Autobiographie wenig von seiner Mutter, an der er gleichwohl mit grosser Liebe hing. Um so stärkeren Eindruck hinterlässt deshalb folgende Bemerkung in seiner Lebensgeschichte, da er von der Veröffentlichung seiner ersten poetischen Versuche redet. „Das war zum ersten Male, dass sie Freude über Verse von mir empfand und kundgab, es war eines der seltenen Lächeln auf ihrem Gesichte.“ Auch die sonstigen biographischen Quellen betonen wiederholt, dass die Mutter diese Depression viel zur Schau trug. Dass dieser Zug im Naturell der Mutter nicht ganz ohne Belang gewesen sein wird, erhellt aus den Passus des ärztlichen Zeugnisses über Lingg, welche lauten, Lingg sei in seinen gesunden Tagen „von angenehmer gutmütiger Physiognomie und melancholischen Temperaments gewesen“, und weiter, er sei von einer „äusserst nervösen Mutter geboren“, und diese hätte namentlich in der Schwangerschaft mit ihm an heftigen Nervenzufällen gelitten. Im Anschluss hieran sei auch erwähnt, dass Lingg's zweiter Sohn in seinem dritten oder vierten Lebensjahre nach siebenjährigem Aufenthalt in einer Irrenanstalt daselbst gestorben ist.

Von nervösen Krankheitserscheinungen blieb der Heranwachsende indes verschont. Doch scheint er ein zartes Kind gewesen zu sein, dem in der ersten Schulzeit bei dem derben Betriebe der Volksschulen in Lindau oft recht bange wurde. Lingg selbst sagt, dass er als Kind eigensinnig, jähzornig und altklug

gewesen sei, und dass, als er einmal ins Theater mitgenommen worden war, er „die ganze Nacht hindurch wie im Fieber phantasierte“ und man beschloss, „ihn dieser Gefahr nicht mehr auszusetzen“.

Das Notizbuch des Vaters sagt aus: „Er verriet viele Fähigkeiten, nur zeigte er sich etwas langsam im Denken.“ Es ist wohl wahrscheinlich, dass das geweckte, aber nervöse Kind sich öfter zerstreut oder leicht ablenkbar zeigte, wodurch bei nicht genügend Kundigen bekanntlich leicht der Eindruck einer Denkhemmung hervorgerufen wird. Der Knabe liess grosse Vorliebe für Bücher, und besonders für Werke der Dichtkunst erkennen, und verkroch sich mit diesen oft, um ungestört zu „schmökern“. Daneben tummelte er sich jedoch auch mit seinen Brüdern und mit dem Hausgetier im Garten und in Feld und Wald umher, und er wagte sich auch mit einem von ihm selbst hergestellten Flosse auf den See hinaus. Doch war er sonst nicht sonderlich unternehmend, denn der Vater bemerkt ausdrücklich: „Von Gemüt war er furchtsam und schüchtern und in seinen Manieren unbeholfen.“

Auf seine Pensionsjahre in Kempten hat Lingg nicht mit Freude zurückgeblickt. Er erzählt, der Rektor, welcher ausser ihm noch mehrere Zöglinge beherbergte, sei wohl ernst und rechtlich, aber kein geschickter Erzieher gewesen. Lingg war als Schüler gutherzig, offen und verständigen Wesens, aber er war ohne Zweifel auch sehr beeinflussbar, und so unterlag er damals dem üblen Herdengeist jener Jahre, der sich häufig in Schabernack und allerhand Unfug Luft machte, sodass der geplagte Pedant schliesslich seine Pension auflöste. Lingg liess sich dann in der Obhut eines andern Lehrers sehr günstig an.

Lingg hat sowohl in der Schule als in den Prüfungen seiner Berufsstudien trotz öfteren ungleichmässigen Arbeitens immer gute Prädikate erzielt, namentlich im Sprachunterricht, weniger in der Mathematik. Seine weite Auffassung von Welt und Menschen drängte ihn bereits während der Vorbereitungsjahre sich über die Enge der Alltagsperspektive hinauszuerheben, und er beschäftigte sich deshalb auch viel mit philosophischen Studien, besonders mit der Lehre des ersten Philosophen seiner Epoche, Hegel's (Autobiographie, S. 38): „Ich lernte die Dinge in einem höheren Zusammenhange auffassen, dem Rätsel der Welt kühner ins Auge schauen und über den Materialismus meines Berufs, der oft gar zu abstossend wirkte, mich erheben. In erster Reihe war es die Geschichte der Medizin und Seelenheilkunde, zu deren Studium ich mich hingezogen fühlte, und hätte damals eine Aussicht bestanden, auf eines der speziellen Fächer ein Fortkommen zu begründen, meine ganze Zukunft würde höchstwahrscheinlich eine andere Richtung genommen haben.“

Aus diesem Ideenkreise heraus hatte er auch das Thema seiner Doktor-dissertation gewählt: „Ueber den Zusammenhang einer Geschichte der Medizin und einer Geschichte der Krankheiten“. „Ich stellte darin die Thesis auf, dass die Krankheiten des Menschengeschlechts, und besonders Epidemien im Laufe der Zeit Umwandlungen erfahren, beeinflusst durch Klima, kulturelle Vorgänge, Kriege, Entdeckungen usw., und dass diese Umwandlungen von Einfluss auf die Theorien seien, nach denen die Naturbeobachtung die Heilmittellehre bestimme. Damit war die öffentliche Gesundheitspflege berührt, die im Laufe der

Zeit zu so hohem Ansehen und so grosser Wirksamkeit gelangt ist. Meine Kühnheit ging soweit, in einzelnen Sätzen meiner Dissertation an die Darwin'sche Theorie zu streifen, die damals noch wenig bekannt war."

Mit der schönen Literatur hat sich Lingg bereits sehr früh eingehend beschäftigt. Offenbar hat er schon als Kind gelesen, was ihm von Belletristik und Verwandtem in die Hände fiel. Wenn er von Kempten zu den Gymnasialferien nach Hause kam, las er in der Gesellschaft „Harmonie“ in Lindau alles nach, was von neuer Literatur im Semester erschienen und dort vorhanden war. Von dichterischen Vorbildern begeisterten ihn neben Schiller und Goethe viel und nachhaltig Matthison, Hölty, Salis-Seewis und Jean Paul, aber auch Shakespeare und Tasso. Sein erstes Gedicht entstand, noch während er Gymnasialschüler war, im Anschluss an einen Ausflug auf eine nahe bei Lindau gelegene Burgruine.

Schon in den ersten Studienjahren zog es Lingg nach Italien. Es war nicht nur die Pracht der Natur und der Kontrast mit der nordischen Heimat, sondern namentlich auch das bei ihm stark entwickelte historische Element, welches ihn fesselte und ihm mit der Zeit zu einer reichen Quelle auch der künstlerischen Anregung wurde. Oft ist er nach Italien zurückgekehrt und noch als Siebzjähriger hat er Sizilien besucht. In Deutschland übte dagegen der Rhein eine besondere Anziehungskraft auf ihn aus.

Seine poetische, speziell lyrische Gestaltungskraft, die zuerst ans Licht drängte, konnte sich nur schwierig Geltung verschaffen. 1840 hatte er bereits ein ansehnliches Päckchen Gedichte nach Stuttgart mitgenommen in der vergeblichen Hoffnung, dort mit einem der tonangebenden Literaturkundigen Anknüpfung zu finden. Auch seine Einsendungen blieben unberücksichtigt. Erst im letzten seiner Universitätsjahre gewann er die Beachtung Sachkundiger, und kurz darauf erlangte einer seiner späten Studienfreunde, ein literaturkundiger Mediziner, die Aufnahme eines von Lingg's Gedichten beim Stuttgarter Morgenblatt, das damals von Pfizer redigiert wurde.

Lingg hat mehrfach betont, dass er für das Drama niemals irgend eine Anleitung genossen hat, er hat aber hierbei offenbar nicht genügend veranschlagt, dass er frühzeitig sowohl Schiller und Goethe als auch Shakespeare kennen gelernt hatte. Bereits im Beginn seiner Studienjahre hatte er den Gedanken gefasst, Berthold Schwarz zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen, was er in reiferen Jahren auch ausgeführt hat. Er erwähnt hierzu, dass ihm bei dieser Konzeption Goethe's Faust vorgeschwebt habe, an dem ihm die Tatenlosigkeit des Helden, das rein Psychologisierende, als ein Mangel erschienen sei. Auch gelangte Lingg schon zu dieser frühen Zeit zu dem Versuch einer Dramatisierung des Catilina, dessen Gestalt ihm noch von der Lektüre des Sallust in seiner Gymnasialzeit in Kempten in eindrucksvoller Erinnerung geblieben war. Doch betrachtete er diese dramatischen Bruchstücke zunächst lediglich als anspruchslose Stilübungen.

Am spätesten regte sich die epische Ader Lingg's, und zwar zur Zeit als er Praktikant in München war. Damals fasste er den Plan, die Völkerwanderung poetisch als Ganzes auszugestalten. Er besass indessen dazu bereits

ein ansehnliches, bis dahin nicht genügend im Zusammenhange gesichtetes künstlerisches Material.

Im ganzen geht aus den Aufzeichnungen und anderweitigen Berichten über Lingg hervor, dass er überall wohlgelitten und beliebt war, dass ihm aber etwas Schwärmerisches, unbestimmt Sehnsüchtiges nach ausserhalb der ihm zugehörigen Sphäre gelegenen Dingen anhaftete.

Er erzählt, er habe vor der Ausübung der Landpraxis, welcher er sich gern gewidmet hätte, vor allem deswegen abgesehen, da die Geburtshilfe, die als das wichtigste dabei gegolten habe, seine schwache Seite gewesen sei. Er trat deshalb nach Vollendung seiner Studien als Arzt in die Armee ein.

Lingg hatte sich als Student in München mit einem um drei Jahre älteren Mädchen vom Lande mit gewinnenden persönlichen Eigenschaften und solchen des Herzens versprochen, welches bei seinen Hausgenossen in München als Stütze in der Wirtschaft beschäftigt war, und dessen Eltern ein kleines Anwesen in Füssen besaßen. Diese Verlobung war bereits bei Lebzeiten des Vaters für die Familie ein Gegenstand des Unwillens gewesen. Doch schien die nunmehr getroffene Berufswahl auch letztere Angelegenheit endgültig erledigt zu haben.

Die neuropathische Veranlagung Lingg's hatte sich bis dahin nicht in sehr auffälliger Weise geltend gemacht. Es wäre leicht möglich gewesen, dass der Dichter überhaupt von jeder solcher stärkeren Störung unbehelligt geblieben wäre. Da traf ihn um die Wende seines dreissigsten Lebensjahres eine Reihe beinahe zufälliger Schädlichkeiten, welche die geistige Erkrankung bei ihm zum Ausbruch brachten. Diese heilte nach Verlauf einiger Monate, während der er zeitweise anstaltsbedürftig geworden war, zunächst mit Hinterlassung einiger Reste, welche in späterer Zeit noch weiter zur Auflösung gelangten.

Ueber die Entstehung und den Verlauf der Erkrankung ist ein ausführlicher Bericht vorhanden, welchen der Oberarzt des Hospitals, in welches Lingg am 19. Juli 1849 von seinen Verwandten als geisteskrank eingeliefert wurde, abgefasst hat, und welcher in der Hauptsache bei Lingg's späterer Anmeldung zur Aufnahme in die Heilanstalt Winnental zur Orientierung für die dortigen Aerzte dienen sollte. Der Text dieses ärztlichen Zeugnisses, von dem auch in Winnental eine Kopie vorhanden ist, ist in Frieda Port's Biographie des Dichters bereits in extenso veröffentlicht worden. (S. 144—148). Der Bericht enthält im Anfang die bereits oben gegebenen Daten zur Krankheits-Vorgeschichte und Heredität des Patienten und fährt dann folgendermassen fort:

„Seine medizinischen Studien vollendete er mit Auszeichnung und war allenthalben beliebt. Im Monat April vorigen Jahres wurde er zum 4. Jägerbataillon nach Straubing versetzt, allwo ihn der Unterzeichnete, damals Bataillonsarzt als einen durchaus gebildeten, artigen, talentvollen und wissbegierigen jungen Arzt kennen lernte. Bald darauf marschierte das Bataillon nach Würzburg. Auf dem Marsche dahin in stetem Umgange mit demselben, lernte ihn der Unterzeichnete, wie eben beschrieben, kennen, bemerkte aber an ihm stets den Hang zur Schwärmerei vorherrschend, eine Sehnsucht nach höheren Regionen, wo er erst sein Ideal finden würde. In Würzburg trennten wir uns

und der Unterzeichnete vernahm auch nichts mehr von ihm bis zum 19. Juli l. J., wo ihn seine Verwandten als geisteskrank mir in das hiesige Militärkrankenhaus, in welchem ich zur Zeit Ordinarius bin, brachten. Ich begrüßte ihn herzlich, drückte meine Freude aus, ihn wiederzusehen, was auch bald seinen düsteren Blick in einen heiteren verwandelte. Seit dieser Zeit war er meiner Obhut anvertraut, ich behandelte ihn, wiewohl gehörig beaufsichtigt, als Kollegen, er gewann täglich mehr Vertrauen zu mir und teilte mir teils schriftlich, teils mündlich die näheren Umstände seines Irrseins mit, wie folgt“:

Hieran schliessen sich wiederum einige bereits oben mitgeteilte Einzelheiten über die Anamnese.

Der Selbstbericht des Patienten fährt aldann fort:

„Im Frühling d. J. von Straubing nach Passau kommandiert, fühlte ich mich bald von einer unbestimmten Düsterkeit ergriffen, deren Ursache ich in der mich umgebenden Natur, in der eingeschlossenen Lage Passaus und den dort häufigen Nebeln suchen zu müssen glaubte. Ende Mai marschierte ich mit dem dritten Bataillon des 8. Regiments von Passau ins Lager nach Donauwörth aus; auf dem Marsche dahin, während einer vierzehntägigen grossen Hitze und im Lager selbst litt ich an einer auffallenden Appetitlosigkeit, ich genoss kaum mehr ein Viertel von dem, was ich früher zu mir genommen hatte, daneben war ich häufig von Kopfschmerzen befallen, die wahrscheinlich rheumatischer Natur waren und durch den raschen Temperaturwechsel hervorgerufen waren, denn während die Hitze des Tages den Körper stets im Schweisse erhielt, wehrten die nicht immer gut schliessbaren Zelte wenig die kalte Nachluft ab. Zu diesem materiellen Leiden gesellte sich bei mir eine innere Aufregung, hervorgerufen durch die politischen Diskussionen, die von mir oft mit zu grosser Reizbarkeit geführt und aufgenommen wurden. Obwohl ein politisches Glaubensbekenntnis streng genommen nichts mit einer Krankheitsgeschichte zu tun hat, so dürfte es doch am Orte sein zu bekennen, dass die damalige Lage unsers Vaterlandes, der Umschlag der Meinungen und Gesinnungen, dem ich in gleicher Raschheit zu folgen nicht im Stande war, in mir ein Gefühl der Bitterkeit hervorbrachte, welches mich immer mehr in Widerspruch mit meiner Umgebung verwickelte, mich isolierte, und indem es einerseits eine gewisse Eitelkeit in mir nährte, andererseits mich den Eindrücken einer nagenden Furcht vor Verfolgung preisgab, diese beiden Hauptfaktoren einer beginnenden psychischen Alienation in mir entwickelte. Man mochte dieses bemerkt haben und mich dafür strafen wollen, oder wie dem sein mag, ich bezog allmählich jedes Wort und jede Miene auf meine Lage, glaubte mich geheim und schmachvoll beschuldigt und verurteilt, fühlte mich von einer unsäglichen Angst bedroht, und um mich zu retten entstand der Gedanke zur Flucht in mir, den ich auch am Vorabende des Abmarsches aus dem Lager ausführte. Wohin ich wollte, war mir damals noch nicht ganz klar, ich wollte vorerst Sicherheit gewinnen und von dort aus mich verantworten, dieses war, soweit ich mich erinnern kann, das dunkle Ziel, welches mir vorschwebte. Mehrere Tage trieb ich mich in Wäldern und einsamen Höfen umher; wo und wie ich nach Stuttgart kam, ist mir unbekannt und wie ein Traum.“

Zu Stuttgart während mehrtägiger Ruhe und Pflege liess ich mich überzeugen, dass es für mich das Beste und Ehrevollste wäre, wieder ins Vaterland zurückzukehren⁴.

Der ärztliche Bericht fährt dann fort: „So weit Patient selbst. Ferner erfuhr ich theils von ihm theils von seinen Angehörigen noch folgendes Hierhergehörende.

„Auf dem Wege nach Stuttgart traf er einen Hirten, der ihm den Weg zeigen musste, und der allerlei mystisches Zeug mit ihm gesprochen haben mochte. Ueberall wurde ihm geraten, alles Rote von sich zu entfernen, um nicht aufgegriffen zu werden. Zu Stuttgart selbst erinnerte er sich eines alten Freundes seines Vaters, des Kanzleirates Widmann, zu welchem er sich begab. Auch da glaubte er sich nicht sicher, verbarrikadierte nachts sein Zimmer und bekam eine Art von Wutanfall. Der würdige alte Mann brachte das Opfer, nachdem von dem dortigen Generalstabsarzt die Geisteskrankheit des Patienten bestätigt wurde, und begleitete ihn nach Ulm, von wo aus er ihn mittels Vorweis der dortigen bayerischen Festungskommandantschaft hierher zu seinen Verwandten brachte. Dahier angekommen überredete man ihn sein wildes Haar schneiden zu lassen¹⁾. Als ihm aber das Tuch umgebunden wurde, überkam ihn die Furcht erdröselt zu werden, er erhaschte einen eben im Zimmer befindlichen Hirschfänger, sprang zum Fenster der Parterrewohnung heraus und schritt die Strasse entlang bis zur Ludwigskirche, wo er die Waffe auf die Stufen des Portals legte, und darüber hinweg in die Kirche ging. Hier wurde er eingeholt und zur grösseren Sicherheit dem Militär-Spital übergeben. Nach der Begrüssung und gleichgültiger Unterhaltung bat er mich, ihn einen medizinischen Tod sterben zu lassen. Er freute sich bei mir zu sein, ich möchte ihn nur schnell vollenden lassen, z. B. durch Narkose wie Socrates oder den Tod des Seneca, nicht aber ihn durch Henker erwürgen oder wie einen Hund erschiessen zu lassen. Mehrere Tage wollte er sich nachts nicht entkleiden und schlief unruhig in den Kleidern. Später kleidete er sich aus, wusste sich stets irgendwie ein Messer zu verschaffen, welches er unter dem Betttuche verbarg. Während einiger Wochen wurde er ruhiger, vorzüglich nachdem sein sehnlichster Wunsch erfüllt war und er auf meine Veranlassung aus dienstlichen Zuschriften erfuhr, resp. entnehmen konnte, dass er noch seine frühere politische Stellung einnehme und nur als momentan krank sich im Spital befinde. Bald aber wurde die Lust nach Freiheit immer reger in ihm, je mehr sich die fixe Idee der Verfolgung, des bevorstehenden politischen Endes verlor. Er durfte in Begleitung des Wärters, der ihm, wie natürlich, stets lästig war, seine

1) Lingg besass, wie zahlreiche Neuropathen, ein sehr dichtes und feines „Künstlerhaar“, welches er bis ins Alter gern lang trug. Man vergleiche hierzu die zahlreichen Porträts, ferner Rupert Kreller und Luise v. Kobell (l. c.) Ueber Lingg's Aeusseres lautet es an letzterer Stelle: „Die äussere Erscheinung Lingg's ist die eines ernsten, in sich gekehrten Mannes, er hat hübsche Züge, braune Augen, seelenvollen Blick und gefurchte Stirn, einen ans Melancholische streifenden Gesichtsausdruck, Bart und Haare sind etwas urwäldlich frisiert.“

Verwandten besuchen und mit denselben Spaziergänge machen. Er wohnte den Ordinationen bei, schrieb Rezepte, fällte stets richtige Urteile und benahm sich so, dass Niemand einen Geisteskranken vor sich zu sehen glauben konnte. Plötzlich aber verliess er das Krankenzimmer, zog sich auf sein Zimmer zurück und gab auf Befragen zur Antwort, er komme sich vor wie das fünfte Rad am Wagen, dass er, der selbstständig handeln könnte, so hinter den Praktikanten herlaufen müsse. Wenn er übrigens tagelang ruhig und gelassen war und sich zu fügen schien, so wurde er jederzeit unruhiger, zerstreuter und störriger, wenn er von seinen Verwandten kam oder diese ihn besucht hatten, obwohl sie ihn mit der liebevollsten Zärtlichkeit behandelten.

Im Vertrauen sei es mir erlaubt zu bemerken, dass sein Onkel kränklich, ledig und etwas pedantisch, die Tante hingegen ein nicht mehr zu junges, lediges, sehr gesprächiges Frauenzimmer ist, welche nach Art der Verwandten in dem scheinbar aller Selbständigkeit entbehrenden Neffen grade noch so und so viel hineinredeten, wie sie es bei dem Patienten als Knaben gewohnt schienen, was natürlich den gewünschten und beabsichtigten Erfolg nicht hatte, sondern gerade das Gegenteil hervorrief. Es wurde immer viel von Unterleibsanschopungen und Kongestionen gesprochen, was nach und nach den Wunsch bei ihm verdrängte zu seiner Abteilung zurückzukehren und jenen nach einer Ortsveränderung in ihm rege machte, z. B. bald nach der Nordsee, bald nach dem Süden, nach Turin etc¹⁾. Die Sehnsucht nach Freiheit, nach Entfernung aus dem Krankenhause, nach baldiger Entscheidung seiner Zukunft quälte ihn unaufhörlich und drohte eine Verschlimmerung seines Zustandes herbeizuführen, weshalb, nach Einleitung der dienstlich abzumachenden Geschäfte bezüglich seines Urlaubs etc. ich ihn auf ausdrückliches Verlangen seiner Verwandten zu denselben entliess. Er verliess sehr heiter und zufrieden, aber mit Hast das Spital und befindet sich nun seit dem 27. August bei den Seinigen, nachdem er mir versprach, mich fleissig zu besuchen und mit Ruhe die baldige Erteilung seines Urlaubs abzuwarten. Seit dieser Zeit sah ich ihn aber nicht mehr, nur erfuhr ich von seinem Onkel, dass seine Unruhe über die Ungewissheit, in der er schwebte, sich täglich steigere und sie grosse Not mit ihm hätten, weshalb er mich auch dringend bat die verlangte, vorliegende, gedrängte Relation so schleunig als möglich abzufassen.“

Das Schriftstück ist datiert „München, den 2. September 1849“ und gezeichnet von dem Regimentsarzt Dr. von Hartz oder von Harle.

In seiner Autobiographie hat Lingg diese Episode seines Lebens folgendermaassen geschildert (s. S. 67):

„Im Jahre 1849 begann der dänische Krieg; ich hatte gebeten, einer derjenigen Abteilungen eingereiht zu werden, welche nach Schleswig-Holstein zogen. Meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Ich wurde nur nach Passau in

1) Der Wortlaut dieses letzten Absatzes bis zu dieser Stelle ist in dem Texte des in dem Port'schen Buche abgedruckten Zeugnisses nicht enthalten, findet sich aber in der Winnentaler Kopie vor.

Garnison beordert. Hier setzte sich der Keim zu einem Nervenleiden in mir fest, das mich bald darauf aufs Krankenlager warf. Der Aufstand in Baden und der Pfalz war losgebrochen; das Bataillon, bei dem ich als Arzt stand, bezog ein Lager bei Donauwörth. Vier Wochen im Zelt, teilweise bei grosser Sonnenhitze, brachten die Krankheit zur Reife. Mondenlang litt ich an Schlaflosigkeit und hatte Mühe, die quälenden Halbträume, die sich damit verbanden, von mir ab- und niederzuhalten.

Aus dem Lagerleben.

Geh in dein Zelt, schlaf ein,
Die Wachtfeuer haben ausgebrannt!
Eine Feuersäule vom Rhein
Lagert sich über das Land.

Rasch zu nimmt die Nacht,
Wir werden im Schatten streiten;
Ich sah im Traum ein Heer zur Schlacht
An mir vorüber reiten.

Der Aufstand in der Pfalz und Baden wurde niedergeschlagen, Rastatt fiel, und es fanden standrechtliche Erschiessungen statt. Unter den an den Unruhen beteiligten, denen es gelang, in die Schweiz zu entkommen, waren auch Freunde aus Studienjahren; die Gefahr, in der sie schwebten, die Schrecken und die Betrübniß ihrer Familien gingen mir nahe; meine Stellung erlaubte mir nicht, den Sympathien für sie Ausdruck zu geben, und so steigerte sich mein krankhafter Zustand bis zum Verfolgungswahn.

Es begann die trübste, die furchtbarste Zeit meines Lebens, aus deren verzweiflungsvoller Lage mich nur die treue Sorge und Aufopferung meiner Anverwandten, besonders meiner stets hilfsbereiten Tante, zu retten imstande war. Das Lazarett, in dem ich manchen Tag, früher als Ordinarius, gewaltet hatte, sah mich bald als Patienten. Ich wurde streng gehütet, ein Krankenküster hatte sogar die Weisung, die Lagerstatt mit mir zu teilen. Meine Kollegen bemühten sich aufs freundschaftlichste um mich.“

Aus dem Bericht des Arztes geht hervor, dass, sobald die wahnhaften Befürchtungen anfangen in den Hintergrund zu treten, sich das Befinden sichtlich hob. Der Kranke konnte in Begleitung des Pflegers ausgehen und seine Verwandten besuchen und nahm auch bald darauf an dem ärztlichen Dienste im Hospital wieder teil. Dennoch zog sich die weitere Rückbildung des Zustandes, wie wir aus dem Zeugnis erfahren, hinaus. Der Kranke litt noch viel an Stimmungswechseln, liess plötzlich die ihm übertragene Tätigkeit liegen, beklagte sich über die Unselbständigkeit seiner Beschäftigung, vornehmlich aber drängte er aus dem Hospitale hinaus, letzteres in dem Maasse, dass, trotzdem die Berührung mit den Verwandten und ihr Einfluss sichtlich ebenfalls beunruhigend und aufregend auf ihn einwirkten, die Hospitalsleitung sich entschloss, ihn, auch auf den dringenden Wunsch der Verwandten selbst, nach Hause zu entlassen.

Lingg hing, wie an seiner Mutter, ebenso auch an seiner Tante Rosine, die seine Erziehung bereits seit seinem fünften Lebensjahre teilweise mitgeleitet hatte. Er nennt sie in seiner Autobiographie die „Erzieherin und Lehrerin seiner ersten Jugend, die liebste Schwester seiner Mutter, nach deren Tod die treue Beraterin und Freundin, Minerva in der Gestalt des weisen Mentor“⁴. Eine etwas andere Ansicht über die Tante hatte indes, wie aus dem Zeugnisse hervorgeht, der Regimentsarzt, welcher wohl in den längeren Gesprächen mit der von ihrer Meinung recht durchdrungenen und auch resoluten Dame nicht immer einen leichten Stand gehabt hat. Wenn er erwähnt, dass die Gesellschaft seiner Verwandten damals keinen günstigen Einfluss auf Lingg ausgeübt habe, so ist dazu zu sagen, dass der Nerven- und Anstaltsarzt diese Beobachtung ungezählte Male bestätigt finden kann. Aeltere Verwandte neigen oft dazu, die jüngeren Familienmitglieder, wenn sie längst herangewachsen sind, allzusehr zu bevormunden, auch in Dingen, in denen sie selbst nicht mehr kompetent oder minder kompetent sind als jene. Hierzu kommt oft noch eine gewisse Einseitigkeit der Beurteilung in der Familie in betreff der Herangewachsenen, die grosse Unmittelbarkeit des Meinungsaustausches der Beteiligten, die Unvereinbarkeit mancher Gegensätze. Alles dies wirkt auf die empfindlichen oder leicht erregbaren Nervenkranken um so stärker ein. So ist es kein Wunder, wenn Nervenpatienten in der Anstalt durch Besuche ihrer Verwandten eine Verschlimmerung im Befinden erfahren, oder dass besonders die vorzeitige Rückkehr dieser zur Familie sehr ungünstig einwirkt.

Zur damaligen Zeit besass grossen Ruf als Irren- und Nervenarzt weit über die Grenzen Süddeutschlands hinaus der Direktor der Königlich Württembergischen Heilanstalt Winnental bei Winnenden, Ernst Albert Zeller. Schon Ende August hatte, wie aus den dortigen Krankenakten hervorgeht, aus den eben berührten Ursachen der Onkel Lingg's eine Anfrage oder Eingabe behufs Aufnahme seines Neffen an die Anstaltsdirektion gerichtet. Diese muss zuerst aus irgend welchen Gründen abgelehnt worden sein, denn am 6. 9. 1849 wandte sich ein Duzfreund Zeller's, Obermedizinalrat Handegg in Stuttgart, im Auftrage einer dortigen Freundin der Familie nochmals an diesen, ihn an den „Münchener Mediziner“ erinnernd. Auch erklärte sich Lingg's Tante bereit, mit ihrem Neffen in Winnenden eine Privatwohnung zu beziehen, damit dieser in die persönliche Behandlung Zeller's eintreten könne. Daraufhin erfolgte am 27. 9. Lingg's Aufnahme in die Anstalt, in der zweiten Verpflegungsklasse.

Zeller hatte die Anstalt selbst begründet und nach den neuesten Lehren und Grundsätzen der zeitgenössischen Psychiatrie eingerichtet. In der Geschichte der Psychiatrie würde er indessen bereits ein dauerndes Denkmal dadurch behalten, dass er der Lehrer Griesinger's gewesen ist¹⁾. Seine Tätig-

1) S. hierzu Flemming, Nekrolog Zeller's. Allgem. Zeitschr. f. Psych., Bd. 35, und H. Kreuser, Zu Albert Zeller's Gedächtnis. Medizinisches Korrespondenzbl. d. Württembergischen ärztl. Landesvereins, Bd. 76, Nr. 45, 1904, sowie Puschmann's Handb. d. Geschichte d. Med. III. 1905 (Kornfeld).

keit hat ihn in der Behandlung verschiedener psychisch erkrankter hervorragender Männer vor kulturgeschichtlich wichtige und interessante Aufgaben gestellt. Bereits 1844 hatte er Nikolaus Niembach von Strehlenau, der sich damals vorübergehend in Stuttgart bei seinem Freunde Reinbek aufhaltend in verschiedenen ängstlichen Aufregungszuständen sich selbst gefährlich geworden war, in die Anstalt Winnental aufgenommen. Lenau's Krankheit erwies sich später als progressive Paralyse. Die paralytische Psychose war zu dieser Zeit noch wenig bekannt, und sie war wissenschaftlich noch strittig. Zeller hielt solange als irgend möglich hinsichtlich Lenau's Erkrankung an einer günstigen Prognose fest. Erst als der geistige Verfall des Dichters ohne jeden Zweifel zutage trat, resignierte sich der Arzt und der Dichter wurde alsdann im Mai 1847 in die Nähe seiner Verwandten, nach der Heilanstalt Döbling bei Wien verbracht, woselbst er am 22. 5. 1850 in völliger geistiger Auflösung starb.

Bezüglich Lingg's lagen die Dinge zunächst wesentlich anders als es hinsichtlich Lenau's gewesen war. Zuvörderst handelte es sich bei Lingg nicht um einen schweren oder dringliche Behandlung erheischenden Zustand, denn wenn auch in diesem Falle ebenso mancherlei Bedenkenerregendes vorausgegangen war, so war dennoch die schlimmste Zeit offenbar überwunden, und es kam hier vielmehr darauf an, die definitive Heilung, welche in der ungeeigneten Umgebung nicht weiter fortschreiten wollte, zu unterstützen und zu vollenden. Zu erkennen, dass man bei Lingg eine ungewöhnliche künstlerische Begabung vor sich hatte, ähnlich derjenigen Lenau's, davon war aber keine Rede, denn was Lingg bis dahin von Gedichten an die Oeffentlichkeit hatte bringen können, war nur spärlich und sehr bescheiden gewesen. Man nahm indessen von seinen idealen Bestrebungen gern Kenntnis und zollte ihnen die gebührende Anerkennung. Hieraus erklärt es sich auch, dass man Lingg bei der Aufnahme das Zimmer anwies, welches Lenau früher bewohnt hatte. Diese Stube lag an dem zu dieser Zeit so benannten „zweiten Gange“, einer im ersten (mittleren) Stockwerk des östlichen (linken) Seitenflügels des Hauptgebäudes, eines ehemaligen Deutschordensschlosses¹⁾, untergebrachten, später mit „B“ bezeichneten ruhigen Männerabteilung, und zwar am entfernteren Ende des Korridors, wie aus der Biographie Lenau's²⁾, die sein Schwager Schurz abgefasst hat (Lenau's Leben, Stuttgart 1855) und aus einer im Anstaltsarchiv vorhandenen Notiz zu Lingg's Aufenthalt in Winnental hervorgeht. (Da auf der westlichen (rechten) Seite vom Gange die Frauenabteilungen des anderen Gebäudelflügels gegenüberliegen, so ist das Zimmer des halb ruhigen Lenau und Lingg's wahrscheinlich linkerhand am Ende des Korridors in der Richtung vom Hauptgebäude her zu suchen.) Dies ist nicht ohne Interesse:

1) Kreuser, Die Kgl. Heil- und Pflegeanstalt Winnental. Fünfzigjähriger Anstaltsbericht. Tübingen 1885.

2) Lenau, der schon auf dieser ruhigen Abteilung öfter gestört hatte, wurde bald ein sehr unruhiger Patient und deshalb nach einiger Zeit nach der damals „Neubau“ genannten unruhigen Abteilung ausserhalb des eigentlichen Anstaltsgebäudes verlegt.

Hätte man Lingg schon damals als einen namhaften oder vielversprechenden Dichter betrachten können, so wäre es gegen das psychiatrische Fühlen gewesen, ihm mit Fleiss das Zimmer anzuweisen, welches sein Kollege in Apoll bewohnt hatte, mit dem es, wie der Ankömmling wissen musste, ein so schlimmes Ende nahm. Es scheint vielmehr, dass man, indem man mit ihm gewissermaassen wie mit dem Hochberühmten verfuhr, durch die Nebeneinanderstellung mit jenem den geringeren Kunstgenossen oder Anfänger lediglich ehren oder ihm zu Beginn einen angenehmen Eindruck verschaffen wollte. In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, dass auch Zeller poetisch begabt war und einen Band Gedichte veröffentlicht hat.

Lingg's Gesundheitszustand erfuhr nun, sobald er einmal die ihm zusagende Zuflucht gefunden hatte, wie es scheint, eine rasche und stetig fortschreitende Besserung. Trotzdem damals in Winnental keine eigentlichen die Patienten betreffenden Krankenblätter geführt wurden, so ergibt sich gleichwohl aus der aufbewahrten Korrespondenz, dass er bereits am 23. Januar 1850 mit einem Urlaube der Anstaltsleitung seinen Oheim, den Obersten Milz in Ludwigsburg, den Bruder der ersten Frau seines Vaters, besuchen konnte. Diesen Urlaub muss er überschritten haben, denn eine am 4. Februar an den Obersten gerichtete Anfrage wurde von diesem am 6. folgendermaassen beantwortet: er sei in auffallend besserem Zustande, „denn er nimmt an allem Anteil, ist recht munter, er gefällt sich recht wohl in meinem Familienkreise, in welchem er durch fröhliche Laune von Damen und Kindern aufgemuntert wird. Seine Sehnsucht zum geschäftlichen Leben ist zurückgekehrt und er wünscht nun sehnlichst seinen Dienst wieder antreten zu können. Ich habe hierüber von seinen Verwandten in München Nachricht eingezogen

„Wegen dieser Antwort und wegen des eingetretenen schlechten Wetters verzögerte sich sein Erscheinen in Winnental samt meinem Berichte über sein Befinden, den ich ihm mitgeben wollte. Er wird nun aber den künftigen Sonntag in Winnental eintreffen, er bittet bis dahin seine Entlassung gefälligst so vorbereiten zu lassen, dass er vom 10. h. wieder hierher zurückkehren, noch einige Tage hier verweilen und dann nach München abreisen kann“.

Hierzu sei kurz bemerkt, dass Tante Rosine, wie aus einem erhaltenen Schriftstück vom 18. Januar hervorgeht, auch der Anstaltsdirektion gegenüber den gedachten Urlaub nicht gutgeheissen hatte, „da die Verwandten gewünscht hätten, dass er seine völlige Genesung dort erwarte“.

Nachdem Lingg nochmals nach Winnental zurückgekehrt war, wurde er dann am 10. Februar als „gebessert“ entlassen. Am 18. Februar schrieb Oberst Milz an die Anstalt: „Heute ist Dr. Herm. Lingg nach München abgereist. Derselbe erholte sich immer mehr, zeigte neben einem noch trüben Sinn eine gewisse Sorglosigkeit in seinem Wesen, die ihm aber hoffentlich durch regelmässige Beschäftigung in seinem Berufe verschwinden wird“.

Lingg selbst hat in seiner Autobiographie folgendes über seinen Anstaltsaufenthalt hinterlassen (S. 70): „Endlich errang es meine Tante bei den mich behandelnden Militärärzten, dass mir erlaubt wurde, ich dürfe in eine Privatheilanstalt (sic) verbracht werden. Dazu wurde Winnen-

tal, das unter der Leitung des berühmten Psychiatrikers Hofrat Zeller stand, ausersiehen.

Ich fügte mich dem liebevollen Zureden und folgte willig in die nahe bei Cannstatt in Württemberg gelegene Heilanstalt. Es wurde mir dasselbe Zimmer angewiesen, das einst Lenau innegehabt hatte. Dort brachte ich den ganzen Winter zu. Die grosse Abgeschiedenheit, die weise Anordnung der Aufsicht und Führung nebst Unterredungen naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhalts mit dem Vorstande des Instituts und dessen Assistenten brachten meine Heilung zu wege. Ich spielte öfters mit ihm Schach und eines Tages bat ich, meine Freigebung aus der Anstalt von dem Resultat des nächsten Spieles abhängig zu machen. Gewänne ich, so sei doch das gewiss ein Beweis meiner geistigen Genesung und Befähigung zu voller Selbständigkeit. Ich gewann, ich setzte meinen Gegner matt und erhielt von ihm die Erlaubnis, zu den Meinigen und in die Freiheit zurückzukehren. Nach kurzem Aufenthalt in Ludwigsburg bei meinem Onkel kam ich wieder nach München“.

Der Assistenzarzt in Winnental, von dem Lingg hier spricht, war zu dieser Zeit Dr. Johann Theodor Heim, später Oberamtsarzt in Tuttlingen.

Mit der Entlassung Lingg's aus der Anstalt war also der Krankheitszustand noch nicht völlig überwunden. Man wird sich vorstellen müssen, dass nach der Rückkehr zu den Verwandten auch die früheren Unstimmigkeiten und Zwiste in der Familie wieder Platz griffen und den Rekonvaleszenten neuerdings verstimmten und aufregten, der nach Neuropathenart bald völlig unzugänglich bald übermässig beeinflussbar war, bald seinen Impulsen nachzugeben drohte, bald entschlossen hin- und herschwankte, und durch keinerlei Tätigkeit ausgefüllt war. So schrieb denn Oberst Milz auf Erkundigung Zeller's nach dem Patienten am 4. Juni 1850, die ihm in der Zwischenzeit von Lingg's Tante zugegangenen Berichte wiedergebend antwortlich folgendermaassen.

„Leider kann ich von einer Besserung seines Zustandes in der Hauptsache gar nichts sagen, insofern sein Stillestehen ein Rückschritt genannt werden kann, müsste ich sogar dies einräumen. Manchmal scheint es zwar auf Stunden — sogar Tage — als ob die alte Stimmung seiner Seele zurückkehren wollte, dann macht er auch Pläne für die Zukunft, geht zu Bekannten, liest mit Teilnahme, spricht sich darüber aus, lauter Erscheinungen, welche mich mit Mut und Hoffnung beseelen, aber kaum gebe ich mich denselben hin, so versinkt er wieder um so mehr in Trübsinn, als er mehr erheitert und erholt schien. Dabei wird er dann so gereizt, dass man ihn nicht anreden darf, ohne die heftigste Erwiderung — den Ausbruch höchsten Zornes — zu erfahren. Nach solchem Auftritte wird er dann ruhig, sogar heiter, er sagte mir, dies ist der Ausbruch der Verzweiflung über meine Zustände, durch die ich auf elende Weise zu Grunde gehen muss. Du kannst Dir wohl denken, was ich dabei empfinde, wie ich selbst herunterkomme vor immerwährender Spannung, welche ihm gegenüber nie aufhört. Zudem mag er sich auch keine Gewalt antun, sitzt den ganzen Tag zu Hause und raucht. Nach Lindau geht wohl sein Sinn, aber wenn er dort auch nicht unter die Menschen geht, nicht hinaus ins Freie, so werden wir ebensowenig ein Resultat erleben, da auch Aerzte den Grundsatz

haben, solche Patienten zu nichts zu zwingen, sie gehen zu lassen, wie sie selbst wollen. Zum Teil habe ich mich schon von dieser Wahrheit überzeugt, denn ein überzeugendes Zureden — aber gerade zur rechten Zeit muss es geschehen — mag für ein paar Stunden den Willen kräftigen für einen kleinen Versuch — etwa den Spaziergang einer Stunde — und dann ist wieder alles beim alten. Ich wünschte nun sehr von Herrn Hofrat Zeller eine ärztliche Ansicht — ein Verhalten für die nächste Zukunft, worauf die Aerzte warten, worauf sie uns hinweisen, wenn wir fragen, was mit Hermann geschehen soll“.

Der Dichter selbst ergänzt diese Uebergangszeit zwischen Krankheit und Gesundheit in seiner Biographie, wie folgt:

„Aber in der grossen Stadt zu bleiben ertrug ich nicht, der Strassenlärm, die Besuche von Bekannten, die politischen Besprechungen und deren Nachklänge verwirrten mich, drohten mich wieder in die kaum überwundene Geistes- trübung hinabzureissen. Nach der klösterlichen Ruhe und Abgeschiedenheit der Anstalt, in der ich Monate lang zugebracht hatte, war der Abstand zu gross“. Und an derselben Stelle fährt er weiter fort: „Es überkam mich etwas wie Heimweh, ich sehnte mich nach dem Bodensee und nach den Leuten dort. Zwei Stunden von Lindau entfernt liegt ein hübsch gelegenes idyllisches Dorf, Hergensweiler, der Geburtsort meines Vaters. In seinem Heimathause führte die Wirtschaft seine verheiratete Nichte mit zwei ledigen Schwestern. Ihr Mann war ein sehr geachteter und tüchtiger Oekonom, der, selbst wohlhabend, das angeheiratete Gut in trefflichem Stand hielt. Das Anwesen hatte reichen Viehstand, Waldungen, Obstgärten und eine Alpe im Bregenzer Wald. Ein stattliches Wohnhaus mit Nebengebäuden nebst Stallungen für 40 Kühe, 6 Pferde, Ziegen usw. Dahin machte ich mich nun auf den Weg“.

Lingg's Aufenthalt in Hergensweiler währte bis zum November 1850. Er litt während dieser Zeit noch viel an sensoriellen Reizerscheinungen (oben „quälende Halbträume“ genannt), deren Inhalt er damals hinterher zu Papier zu bringen gewohnt war. Frau Port teilt davon folgende Proben aus seinen Aufzeichnungen mit:

„Verkümmerte Wesen mit menschlichen Gesichtern, alten eingetrockneten, die sich in sphinxartige, graugrüne Katzen verwandelten und dann in die Mauer verschwanden, mit wachen Augen morgens um drei Uhr gesehen.

Es heult und winselt wieder in der Luft. Eine Rose sah ich durchs Fensterglas verschwinden, eine Blutrose.

Heute morgen halb wachend, halb träumend sah ich ein grosses hunde- ähnliches Menschentier mit rundem Korb auf dem Kopfe vorübergehen, und sehr grämlich in mein Zimmer lugen. Halb Kirche, halb Theater, zahllose Zuschauerschädel, Schatten an Schattenbild. Ein Reiter in weissem Talar, mit weissem Hut, Grabsteine auf Sand rollend“ usw.

Da Lingg ein ungetrübtes Realitätsurteil diesen Bildern gegenüber besass, weshalb er auch bei ihrem Auftreten ganz affektlos blieb (gelegentlich trat Ähnliches auch in der Hörspäre auf), so hat es sich, wenigstens zur gedachten Zeit jedenfalls, um keine echten Sinnestäuschungen gehandelt, sondern vermutlich um „Pseudohalluzinationen“. (In einem in seiner Autobiographie

mitgetheilten Bruchstücke seines damaligen Tagebuchs findet sich unter dem 18. Juni die Notiz: „Meine Träume sind, als wären sie nach Amadeus Hoffmann's Romanen gemacht“).

Im ganzen war, wie Lingg es darstellt, der Aufenthalt in Hergensweiler beinahe die schönste Zeit seines Lebens. Eine gelinde andauernde Euphorie stellte sich bald ein, seitdem die letzten Schädlichkeiten der Aussenwelt weggefallen waren. Zu Fuss und zu Pferde durchstreifte er die heimatlichen Berge. In Berührung mit den ihm nahestehenden nervengesunden Gebirglern kehrte Gleichmut und gesunde Stimmung zurück. Auch in ideller Beziehung gewann er hier neue Ausblicke. Er fand in Hergensweiler die Enzyklopädie von Ersch und Gruber vor, die er, soweit sie ihm dienen konnte, durchstudierte. Ebenso kam die Poesie wieder zu ihrem Recht, und Ende September begann er auch wieder am „Catilina“ zu arbeiten.

Lingg's sehnlichster Wunsch war es nun, in seine frühere militärische Stellung als Arzt zurückzukehren. Ende August 1850 hatte er sich wieder zum Dienst gemeldet. Eine Tagebuchnotiz vom 22. besagt: „Es heisst, das Jägerbataillon komme nach Lindau, wenn ich ihm zugetheilt würde, das wäre mir sehr angenehm. Ich habe mich der Sanitätskommission vorgestellt, aber noch kein Resultat erfahren. Die Herren sahen mich sehr bedenklich an, als ich meine verbundene Hand zeigte und sagte, es sei eine Brandwunde, die ich mir dadurch zugezogen, dass ich an der Kirchweih meine alte Kanone¹⁾ mit einer Zigarre losgeschossen habe. Es war auch so, die Ladung ging beim Zündloch heraus und verbrannte mir abscheulich die Hand, es war ein rechter Narrenstreich! Ich besorge, man wird daraus auf fortdauernde Geistesgestörtheit diagnostizieren“.

Eine Wiedereinstellung Lingg's bei der Truppe erfolgte indessen nicht. Er wurde im November benachrichtigt, dass er definitiv „in Quieszenz gesetzt sei“²⁾.

Während Lingg's Aufenthalt in Hergensweiler hatte neuerlich eine Annäherung mit seiner Verlobten stattgefunden, nachdem beide infolge der vorausgegangenen Ereignisse lange Zeit getrennt und ohne Nachricht von einander geblieben waren. Lingg ging nach seinem Ausscheiden aus dem Amt nunmehr mit dem Gedanken um, das kleine inzwischen durch Erbschaft in den Besitz seiner Verlobten gelangte Anwesen zu übernehmen, und sich dauernd auf dem Lande niederzulassen. Da aber der Dichter keine Einnahmequelle hatte und seine Verwandten befürchteten, er würde das eigene geringe Erbteil, welches sie bisher für ihn verwalteten, bei der Uebnahme der verschuldeten Liegenschaft einbüßen — mit Geld hatte er bis dahin, wiewohl er im Grunde bedürfnislos war, auch niemals recht umgehen können —, so stellten sie, als er die Herausgabe seines Erbteils forderte, einen Entmündigungsantrag wegen

1) Dieses kleine Geschütz, ein Erbstück der Familie, hatte Lingg zur Verwendung bei festlichen Gelegenheiten von Lindau nach Hergensweiler geholt.

2) Hierzu sei bemerkt, dass sich Lingg 1870 als freiwilliger Arzt einer Sanitätskolonne in Frankreich angeschlossen hat.

noch nicht völlig abgelaufener Geisteskrankheit (Port). Diesem wurde indes vom Gericht nicht stattgegeben. Lingg unterliess zwar zunächst hierauf die beabsichtigte Ehe mit der Mutter seiner Kinder, trennte sich aber von seinen Verwandten, denen er den angegebenen Schritt übrigens nicht nachtrug. 1854 erfolgte dann die Eheschliessung.

Bei Gelegenheit seiner Meldung zum Dienst hatte, wie aus den Winnen-taler Korrespondenzen hervorgeht, Lingg an Zeller geschrieben und um ein Zeugnis gebeten, welches von der vorgesetzten Behörde verlangt wurde. Es ist für unser heutiges psychiatrisches Denken ein wenig auffällig, dass dabei nicht nur das ärztliche Urteil, sondern auch ein Prädikat über das „sittliche Verhalten des Patienten in der Anstalt“ erfordert wurde. Dieses Ansinnen konnte den Irrenarzt der damaligen Zeit wohl zuweilen in einige Verlegenheit setzen. Kurz, Zeller bestätigte seinem Klienten unter dem 8. Oktober 1850 er sei „am 27. September v. J. an Schwermut leidend in die hiesige Heilanstalt aufgenommen und unter dem 10. Februar d. J. in einem derartig wesentlich gebesserten Gesundheitszustande entlassen worden, dass seine vollständige Wiederherstellung von einer zweckmässigen Nachkur mit grösster Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnte, sowie dass sein sittliches Verhalten während seines hiesigen Aufenthalts in jeder Hinsicht tadellos gewesen war“.

Zeller hatte also bei Lingg „Schwermut“ als vorliegend erachtet, eine Diagnose, welche der psychiatrischen Klassifikation der Zeit entsprach und genügte. Wir können es uns heute nicht gut versagen an dieser Stelle von unserer modernen psychiatrischen Anschauung aus den Sachverhalt bei Lingg's Erkrankung nochmals etwas eingehender zu betrachten. Nach den vorliegenden Berichten stellt sich dieser folgendermaassen dar.

Der Patient stammt aus einer mit hauptsächlich lenteszierender Tuberkulose etwas behafteten Familie und von einer sehr nervösen Mutter. Er ist körperlich etwas schwächlich, von Naturell lebhaft, offen, nachdenklich, gut-herzig, ein wenig überempfindlich und verträumt, noch in reiferen Jahren schwärmerisch, dabei meist ernster bis leicht depressiver Gemütsstimmung, intellektuell gut begabt, jedoch etwas einseitig für Sprachstudien angelegt mit deutlicher Neigung und ziemlich früh hervortretender produktiver Veranlagung zur Poesie, von im allgemeinen schwacher Initiative und geringer Entschlussfähigkeit und sehr anlehnungsbedürftig, besitzt aber ein starkes Bewusstsein seines künstlerischen Könnens und den Mut sich im Leben auf diesem Wege durchzusetzen. Eigentlich nervöse Erscheinungen fehlen bis zum Ende des dritten Lebensjahrzehnts. Alsdann erkrankt er in seinem dreissigsten Jahre in der heissen Jahreszeit bei starker körperlicher Inanspruchnahme während sehr bewegter Zeitläufte an Appetitlosigkeit, Kopfweh, Hitzehyperästhesie, stärkerer Verstimmung, allgemeiner Erregung, Angstzuständen, Verwirrtheit, sensoriiellen Reizerscheinungen, Beachtungs- und Verfolgungsideen, Selbstanklagen. Im Mittelpunkt seiner wahnhaften Befürchtungen steht der Gedanke sich besonders als Träger einer amtlichen Stellung politisch vergangen zu haben. Diese morbose Idee veranlasst ihn seinen Truppenteil bei Nacht und Nebel zu verlassen, um nicht für seine Verfehlung an Leib und Leben gestraft zu werden. Unter

ärztlicher Obhut und Krankenhauspflege verschwindet die Wahnbildung im Laufe einiger Wochen, und es verbleibt ein Zustand von erhöhter Reizbarkeit, Depression und allgemeiner Unlust, welcher eine nochmalige mehrmonatige Anstaltsbehandlung erforderlich macht. Nach weiterer mehrmonatiger Erholung auf dem Lande ist der Kranke annähernd wiederhergestellt.

Dies ist kurzgefasst der Hergang von Lingg's Psychose.

Fragen wir nun nach den Ursachen des Ausbruchs der Erkrankung, so lagen offenbar verschiedene solche vor. Zunächst eine nervöse Prädisposition von im allgemeinen etwas ängstlich-depressivem Charakter, weiter wohl eine geringe körperliche Widerstandsfähigkeit, die durch die vorangegangenen ungewohnten Strapazen des Lagerlebens noch weiter herabgesetzt war. Hinsichtlich der besonderen Art der pathogenen Ideen kam aber, wie schon oben erwähnt, in erster Linie die Eigenartigkeit der betreffenden Zeitläufte in Betracht.

Aehnlich wie in Kriegszeiten morbide Ideen sich auf die äusseren politischen Ereignisse und Konflikte beziehen können, so gehen sie bei inneren politischen Verwickelungen mitunter von diesen aus. Bereits in der französischen Revolution hatten die Psychiater eine Zunahme der Geisteskrankheiten infolge der bewegten Zeitverhältnisse festgestellt (Esquirol). So war es auch wiederum in der Epoche der inneren Wirren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es kommt natürlich zu allen Zeiten vor, dass Wahnideen politischen Inhalt besitzen oder annehmen können, andererseits gibt es auch psychopathogene Ideen ohne politische Färbung, die gleichwohl einem Krankheitsbilde zugehören können, das sich in ruhigen oder unruhigen Zeiten unter der Einwirkung von Beschäftigung oder Berührung mit politischen Dingen entwickeln kann. Trotzdem aber sind die krankhaften intellektuellen psychischen Gebilde politischen Inhalts im ganzen in politisch bewegten Zeiten häufiger. In diesem Sinne haben sich auch zu der in Rede stehenden Zeit die Psychiater geäußert, so Flemming („Die politische Aufregung in ihrer ätiologischen Beziehung zu den Geistesstörungen“, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 1850, VII. Jahrg.) und H. Damerow („Zur Kritik des politischen und religiösen Wahnsinns“, ebenda). Von neueren einschlägigen Arbeiten vergl. Cabanès und L. Nass, *La névrose révolutionnaire française*, Paris, 1906, ausführlich referiert von Jenö Kollarits in Sudhoff's „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften“, 1907, S. 30, und über russische Verhältnisse, J. S. Hermann (Orel), Ueber psychische Störungen depressiver Natur, entstanden auf dem Boden der gegenwärtigen politischen Ereignisse, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, 1907, Bd. 64.) Es ist selbstverständlich, dass sich eine solche psychische Störung in ihrem Verlaufe jeweils nach der

zu Grunde liegenden Erkrankung richtet. Nun war die Einteilung der Psychosen zur damaligen Zeit zwar eine symptomatologisch-formelle und ätiologisch nicht einheitlich, aber in der Hauptsache vermochten die älteren Psychiater praktisch den Dingen ebensowohl zu folgen. So finden sich z. B. in der erwähnten Kasuistik von Damerow periodische Depressionszustände neben unverkennbarer Dementia praecox beschrieben, aber dass es sich trotz der äusserlichen Verwandtschaft der Erscheinungen, in der [Wahn]bildung hier im Grunde um verschiedenartige Prozesse handelte, das war auch zur damaligen Zeit, wenn auch nicht direkt fassbar, so doch dem Kundigen häufig ersichtlich. Formell diagnostisch war man freilich leicht zufrieden gestellt, und das deutliche Vorhandensein eines unkomplizierten Depressionszustandes wurde ohne weiteres als „Schwermut“ subsumiert.

In Lingg's Familie lag also von Hause aus ein leicht depressiver Zug. Auch die Erziehung war ohne Zweifel bei ihm etwas allzu ängstlich gehandhabt worden. Als der Sohn zur Universität abging, warnte ihn der Vater, einer studentischen Verbindung beizutreten, da diese damals für bedenkliche Herde der Unzufriedenheit gehalten wurden. Lingg übertrat dieses väterliche Gebot, denn er fühlte sich, was für seinen Gemütszustand wieder bezeichnend ist, sehr gedrückt und er ärgerte sich über seine Unbeholfenheit im Verkehr und seinen Mangel an Lebenskunde. Als er dann in den Ferien nach Hause zurückkehrte, und seine Zugehörigkeit zu einer Korporation bekannte, untersagte ihm der Vater, die Abzeichen zu tragen. Ausserdem drang dieser jetzt darauf, dass der Sohn das medizinische Studium erwähle. Lingg bemerkt hierzu, dass der Vater, der doch selbst Jurist war, hierdurch vor allem verhindern wollte, dass er Jura studiere und zwar deswegen, weil die Advokaten damals als besondere politische Heisssporne und Unruhestifter galten. Dazu kam wohl auch bei Lingg ein sehr feines Gefühl für alles, was ihm Obliegenheit bedeutete. So hatte er kurz vor seiner Erkrankung im kleinen Kreise unbedacht einige „Leberreime“ zum besten gegeben, „darunter auch solche politischen Inhalts, welche letzteren sogar nach Frankfurt bis zu Parlamentsmitgliedern ihren Weg fanden und, wie ich hörte, nicht übel gefielen.“ Möglicherweise erschien es ihm damals auch als ein Verstoß, dass er an einem dramatischen Stoffe, wie es „Catilina“ war, gedichtet hatte. Frieda Port teilt auch mit, dass er sich bei Gelegenheit seiner „Abschiedskneipe“, bevor er Augsburg verliess, als sich die Gemüter erhitzen hatten, in einen Streit über politische Dinge gemischt oder diesen schlichten zu müssen geglaubt hatte, und dass er deshalb denunziert worden sei, dass ihm aber von genügend autorisierter Seite ausdrücklich zugesichert worden wäre, er brauche sich

wegen dieses Vorkommnisses nicht zu beunruhigen. Lingg hat seinen damaligen psychischen Zustand in seinem Selbstbericht an den Arzt genügend deutlich niedergelegt. Man wird diese Schilderung wohl dahin ergänzen können, dass er mit seinem wenig widerstandsfähigen Nervensystem eben damals in pathologischer Weise der Panik zum Opfer fiel, und dies wird um so verständlicher, wenn man es mit demjenigen zusammenhält, was Flemming von der Allgemeinwirkung der Vorgänge der damaligen Zeit zu sagen weiss, und dass auch der Ruhigste und Besonnenste durch die unerwarteten Ereignisse und ihre rasche Entwicklung und Folge überrascht worden sei.

Offenbar hat Lingg auch zeitweise an ausgesprochenen abnormen Angstzuständen gelitten. In seiner Autobiographie geht er verschiedentlich namentlich auch auf angsterfüllte Träume ein, welche ihn auch nach dem Ablauf seiner Krankheit noch plagten und welche er auch später noch zu Papier brachte, um sie zu objektivieren. Auch berichtete er dort mehrfach über „Ahnungsträume“.

Körperliche Beschwerden pflegte er gern zu überschätzen. Dem Verkehr mit der grossen Welt war er immer abhold, und er lebte meist zurückgezogen.

Der oben dargelegte Zusammenhang der Verlaufsweise von Lingg's Leiden und einige der sonstigen mitgeteilten Wesenszüge lassen bereits ziemlich deutlich erkennen, zu welcher Kategorie von psychischen Störungen Lingg's Erkrankung nach unsern heutigen Begriffen zu rechnen sein wird. Wenn ein Neuropath von schwächlicher Körperkonstitution, dessen Seelenleben von Hause aus auffällige Züge von Bedenklichkeit und Skrupulosität, Aengsten, Entschlusslosigkeit erkennen lässt, unter ungünstigen und abspannenden äusseren Umständen und ungewöhnlichen allgemeinen und beruflichen Aufregungen an Schlaflosigkeit, Appetitmangel, Kopfweh, Unruhe, Arbeitsunfähigkeit, Depression, Verwirrtheit, wahnhafter Steigerung des Verantwortungsgefühls erkrankt, und wenn dieser krankhafte Zustand nach längstens einigen Monaten unter günstigen äusseren Verhältnissen grösstenteils wieder verschwindet, so liegt mit grosser Wahrscheinlichkeit eine neurasthenische Erkrankung, genauer gesagt neurasthenisches Irrsein vor, und diese Vermutung wird auch dadurch bestätigt, dass der Patient in den ihm zusagenden Verhältnissen des späteren Lebens von solchen Beschwerden im ganzen frei geblieben ist. Nur während der ersten schweren Jahre von Lingg's Aufenthalt in München, da er anfang sich der Schriftstellerei zu widmen, scheint auch die Neurose wieder stärker fühlbar geworden zu sein, wie H. Hopfen und Luise v. Kobell berichten, welche beide auch die Möglichkeit andeuten, dass Lingg ohne die günstige Wendung, welche

infolge seiner Bekanntschaft mit Geibel eintrat, wieder hätte geisteskrank werden können.

Lingg blieb bis in sein einundachtzigstes Jahr literarisch tätig. 1901 stellte sich, nachdem bereits längere Zeit Störungen der Zirkulation vorangegangen waren, eine arteriosklerotische resp. senile Atrophie des Gehirns mit allgemeinen Ernährungs- und allmählich anwachsenden psychischen Störungen ein, der er in Verbindung mit einer Influenza am 17. Juni 1905 erlag. Aus der Darstellung des Verlaufs dieses Leidens in der Biographie, welche Frau Port abgefasst hat, die den Dichter während dieser Zeit pflegen half, geht hervor, dass sich an die ersten nicht übermässig bedrohlichen Erscheinungen alsbald wieder stärkere und andauernde Depressionszustände anschlossen.

Trotzdem aber Lingg bis in diese letzten Jahre gesund geblieben ist, so ist die neurasthenische Anlage bei ihm im späteren Leben noch erkennbar hervorgetreten. Dass er in Anbetracht des starken Bewusstseins seiner ungewöhnlichen Begabung sich als Künstler viel zutraute, ist natürlich und nicht wunderbar. Und deswegen war es ihm auch ziemlich gleichgültig, wenn die Missgunst und der Mangel an Sachkunde anfänglich seine Ansprüche als Dichter, sich Geltung zu verschaffen, für einen Beweis seiner Geisteskrankheit erklärte (Autobiographie, S. 96). Und dennoch blickte in schwachen Stunden der nervöse Zweifel bei ihm in beinahe absurder Weise wieder durch.

So sagte er, als die Herausgabe seiner Gedichte bereits gesichert war, in solcher Zaghaftigkeit einst zu Geibel: „Ich fürchte, es wird wieder nichts daraus“, sodass dieser ihn nicht ganz milde mit den Worten zurechtwies: „Aber, Lingg, ich glaube, Sie sind nicht recht gescheit“.

In diesem Zusammenhange ist auch nachstehende Episode von einigem Interesse. Sein Bruder hatte ihn noch in jüngeren Jahren gebeten, ihn einmal in seiner Dorfpraxis im Allgäu zu vertreten (s. Autobiographie, S. 120).

„Es kam mir schwer an, ihm diesen Wunsch zu gewähren. Ich hatte nun schon seit mehreren Jahren keine Kranken mehr behandelt, und gar der Landpraxis war ich ungewohnt. Mein Bruder beruhigte mich aber, er sagte, jetzt sei Sommer, jetzt hätten die Bauern keine Zeit krank zu werden, ich werde nicht viel zu tun bekommen. Ich sagte also zu, aber sehr beunruhigt, ob ich auch meiner Aufgabe würde gewachsen sein. Mein Bruder reiste ab, und es ging alles gut, die wenigen leichten Fälle, die vorkamen, erledigte ich mit Meisterschaft. Dennoch verfolgte mich stets eine Unruhe, ich wünschte sehnlich den Tag herbei, an welchem ich wieder aller Sorge ledig sein würde. Eines

Nachts erwachte ich und glaubte deutlich unter meinem Fenster mich rufen zu hören. Ich sprang rasch auf und rief hinunter: „Ich komme sogleich, nur ein paar Minuten Geduld“. Ganz sicher, zu einem Schwerkranken gerufen zu werden, kleidete ich mich rasch an. Als ich die Hausflur entlang nach der Treppe ging, hörte ich hinter mir eine Tür sich öffnen, und die Haushälterin meines Bruders rief: „Aber, Herr Doktor, wohin wollen Sie denn?“ Ich entgegnete: „Zu einem Kranken, man hat mich gerufen.“ „Niemand hat gerufen,“ sagte die Haushälterin. Ich erwiderte: „Sie haben es freilich nicht gehört, Sie haben geschlafen.“ „Ueberzeugen Sie sich selbst,“ gab mir die treue Dienerin zur Antwort und schloss die Haustüre auf. Ich trat hinaus und sah mich um, es war wirklich niemand da. Ich umschritt das ganze Haus und rief: „Wo sind Sie?“ Keine Antwort, alles blieb still, im ganzen Dorfe rührte sich nichts. Alles lag in tiefster Ruhe.“

Gegen die Kritik war Lingg aussergewöhnlich sensitiv. Doch erwähnt Frieda Port, dass er in Bezug auf bestimmte Rezensenten wiederum den strengsten Tadel berechtigt gefunden habe, und dass er selbst auch niemals mit einem eigenen Gedichte ganz zufrieden gewesen sei. In einer Kritik einer neuen Auflage seiner Gedichte hiess es: „Dieses gebrochene Müde vereint mit ausserordentlicher Energie poetische Auffassung, gibt seinen Gedichten ihren eigenen Zauber, es ist ihm hierin von den gegenwärtigen Dichtern keiner gleich,“ Lingg scheint diese Wendung selbst sehr treffend gefunden zu haben, da er die Stelle selbst wiedergibt. Als Sechzigjähriger hatte er die Empfindung, dass er „nicht mehr recht fähig sei gehässige Rezensionen zu ertragen“, und dass es eine zu grosse Kühnheit gewesen sei, dass er sich so spät einer ihm ganz neuen Dichtungsart zugewendet habe. Gemeint ist hiermit die historische Novelle, die, nebenbei bemerkt, der Literaturhistoriker A. Bartels, später (s. Kunstwart, 1905, II) über sein Epos gestellt hat.

Wir haben keine Veranlassung bei Lingg als Ursache seiner Erkrankung etwa eine zylothyme Veranlagung anzunehmen. Denn wenn auch die bei der letzteren auftretenden Aenderungen der Erregung und die damit verknüpften besonderen Wechsel der Gefühlszustände nicht auf endogenem Wege allein zu entstehen brauchen, sondern manchmal sehr wohl durch die Wechselfälle des Lebens wenigstens zum Teil mitverursacht werden können, so vermissen wir immerhin in Lingg's Lebensgang jede eigentliche Periodizität. Es ging ihm gesundheitlich schlecht in der für ihn ungeeigneten Lebenslage, unter widrigen Verhältnissen, und solange er sehr zu kämpfen hatte, und er befand sich im ganzen wohl, sobald er seine Anlage zur Geltung bringen konnte und seine Lebensumstände sich im Einklang hiermit gehoben hatten. Ebensowenig

besitzt die Wahnbildung, die nicht wirklich systematisiert und nur locker gefügt war, ein paranoisches Gepräge. Sie lässt vielmehr eine vorwiegend rein emotionelle Entstehung erkennen, und zwar auf dem Boden des Angstaffekts. Der depressive Grundzug seines Wesens, den er ererbt hatte, war freilich ein integrierender Bestandteil seiner Psyche und mag als Ausdruck seiner Neuropathie betrachtet werden.

Der Pessimismus hingegen, der in Linngs künstlerischen Aeusserungen oft zutage tritt, ist zunächst wieder als eine Sache für sich zu betrachten, wenn auch angenommen werden kann, dass er von der psychischen Persönlichkeit des Autors gewiss nicht völlig zu trennen sein wird.

Die Literaturkundigen haben neben der hohen und weitgehenden Anerkennung, die sie dem Dichter allerdings mit manchen Einschränkungen gezollt haben, dem vielfach, wenn auch nicht überall und nicht gleichmässig hervortretenden ungewöhnlichen Formtalent, der machtvollen und originellen Phantasie, der neuartigen poetischen Belebung historischer Stoffe, besonders auch diesen melancholischen Einschlag hervorgehoben, der aus vielen seiner poetischen Produkte hervorschaut¹⁾.

1) Es ist selbstverständlich in erster Linie Sache des Kunstpsychologen die Form zu beleuchten, welche ein Dichter gebraucht, um seinen Schmerz in der für ihn charakteristischen Weise zu gestalten und auszudrücken. Dennoch bleibt es von Interesse, im Werk des Dichters spezieller manche Stellen zu vergleichen, welche in Verbindung mit der mehr oder weniger habituellen Gefühlslage jenes von Belang erscheinen können. In diesem Sinne seien aus den frühesten Gedichten (I. und II. Sammlung) einige Bruchstücke hierhergesetzt.

Zum Abschied.

. Lebewohl! Vergiss und lass den Schwärmer,
Den Sohn der Schwermut, der ich bin,
Ob auch um eine Hoffnung ärmer
In sein Verhängnis weiter ziehn!

Für dich ist noch ein Glück verborgen,
Mich schmerzt nur, was die Welt mir gab.
Mich ruft die Nacht, dir winkt der Morgen,
Du blühst empor, ich muss hinab.

Stenzen.

. Nie zu rasten, nie zu ruhn,
Und doch nie ins volle Leben
Einen festen Schritt zu tun;
Zu erglühen im Bestreben,
Zu erliegen im Versuch,
Weh dir, Herz, das ist dein Fluch.

Bestimmter drückt sich zu diesem Gegenstand Adolf Stern aus, wenn er sagt (Geschichte der neuen Literatur, Leipzig, 7. Band): „In den drei Sammlungen seiner Gedichte (1854, 1868, 1870) fehlt es nicht an echten Empfindungslauten, namentlich für eine tiefe Schwermut, die aus schmerzlichen Erlebnissen zu stammen scheint, findet der Dichter den ergreifenden Ausdruck. Eine Wirkung dieser elegischen Grundstimmung scheint es zu sein, die Lingg's Phantasie auch im Völkerleben den dunklen Momenten, den Kämpfen, den ergreifenden Gegensätzen von Lebensfülle und jähem Tod zuwendet.“ In Anbetracht dessen, was oben über die hereditären Verhältnisse und die gesamte Anlage und Entwicklung des Dichters gesagt ist, wird sich der ärztliche Psychologe dieser Ansicht anschliessen müssen, mit der Einschränkung allerdings, dass die gedachte Besonderheit in erster Linie auf die Veranlagung im ganzen, auf die schmerzlichen Erlebnisse wohl nur in geringem Maasse und mittelbar zurückzuführen ist. Es ist hierbei hervorzuheben, dass Lingg's Depression sich in der Kunst auf die poetische Persönlichkeit beschränkte, und nicht von dieser als „Weltschmerz“ nach aussen projiziert wurde, oder gar aggressiv zeigte.

Alte Träume.

. Zwar, was damals uns durchglühte,
Ward zur Tat aus Wunsch und Traum;
Aber lieblich wie die Blüte
Däucht die reife Frucht uns kaum.

Schöner war die trübe Schwüle,
Als die helle Kühle jetzt;
Jene frühen Vollgefühle
Kennst du was, das sie ersetzt?

Auf dem Vesuv.

. Ich sah in dieser dunkeln Kraft,
Die ewig gährt und nimmer
Trotz aller Gluten Segen schafft,
Das Abbild eines Strebens,
Das gross ist, doch vergebens,
Das schön ist, doch nur Schimmer.

Abendglocke.

. O! wild und schaurig ist das Meer,
Das meinen Lebensweg umflutet,
Und eisig ist und sternenleer
Die Nacht, in der mein Herz verblutet.

Man wird trotzdem darüber diskutieren können, ob in dieser Eigenart oder ihrer Entstehungsweise etwas Pathologisches zu erblicken ist und gegebenenfalls inwieweit, wird aber nicht vergessen dürfen, dass eine solche Erörterung für die Kunstpsychologie, wenn sie auch für diese nicht ohne Interesse sein wird, gleichwohl nur von geringem Belang bleibt. Denn nicht die besondere persönliche Eigentümlichkeit, die „Manier“ und dergleichen ist es, die das Kriterium der Künstlerschaft abgibt, sondern das gesamte künstlerische Vermögen, Ursprünglichkeit, Tatkraft und Hingebung. Ja, die künstlerische Leistung kann durch solche Eigentümlichkeit an „Reiz“ sogar gewinnen, was speziell für die mehr oder weniger habituelle depressive Färbung des künstlerischen Produktes beim musikalischen Urheber vielleicht noch deutlicher wird als beim Dichter. Man sieht also, dass Pathologisches dem künstlerischen Werk anhaften, dass es sich auch auf eine psychische Besonderheit des Urhebers zurückführen lassen kann, dass dies aber beim echten Künstler in diesem Falle in der Gesamtleistung nicht sehr in Betracht kommen wird. Dennoch wird man vielleicht weiter fragen können, ob das einer dergestalt „disharmonischen“ psychischen Anlage entstammende künstlerische Produkt einer Höchstleistung, einem Gipfel der Kunst voll werde entsprechen können.
